

Zeitschrift:	Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte
Herausgeber:	Staatsarchiv Graubünden
Band:	33 (2016)
Artikel:	"Niemandskinder" : Erziehung in den Heimen der Stiftung Gott hilft, 1916-2016
Autor:	Luchsinger, Christine
Kapitel:	4: Der Alltag im Kinderheim
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-939159

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

4 Der Alltag im Kinderheim

4.1 Die Arbeit der Kinder

Das Ämtli

«Ich [...] muss [...] ziemlich Dampf darauf legen, da ich noch viel zu tun habe. Ich muss einen Korridor rollen und ein WC putzen. [...] Mein Bett bringe ich auch noch in Ordnung. Nun ist mein Ämtli fertig. Es ist aber nicht immer so sauber und glänzend, wie es die Erwachsenen wollen; dann macht man es halt nochmals.»¹ Was der Junge in einem Schulaufsatz aus den 1980er-Jahren beschrieb, zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze hundertjährige Kinderheimgeschichte von *Gott hilft*, das Ämtli.

Alle Kinder hatten wochentags Haushaltsarbeiten von einer Viertel- bis zu einer Stunde zu übernehmen sowie ein «Samstags-Ämtli» von rund 45 Minuten. Ein «Ämtliplan» existiert bis heute. Beliebt war diese Aufgabe nie und entsprechend aufwendig war deren Durchsetzung: «Welch eine läbige Bande», ich habe die grösste Mühe, damit sie die Ämtchen fertig machen», klagte eine Tagebuchschreiberin 1940.² Die Unlust der Kinder war deutlich grösser, wenn sie in ihren eigenen Familien nicht gewohnt waren, Alltagspflichten zu erledigen. Und dies hatte sich gegen Ende des Zweiten Weltkrieges weit herum so durchgesetzt. Laut einem Ratgeber zur idealen Hausfrau von 1945 seien die Kinder einzig zum Abtragen des Geschirrs nach dem Mittagessen beizuziehen, ansonsten solle die Hausfrau alle Arbeiten alleine verrichten.³ Heimkinder aus den 1970er-Jahren und später wiesen immer wieder lautstark darauf hin, dass ihre Schulkameradinnen und -kameraden zuhause keine Ämtli zu erledigen hätten. Und noch im Jahr 2000 betonten zwei austretende Heimkinder in Scharans, dass sie zuhause weniger arbeiten müssten.⁴

Die Stiftung begründete die Ämtlipflicht damit, dass die Kinder lernen müssten, Ordnung zu halten und sich als Teil eines Ganzen zu sehen. Ab den 1970er-Jahren wurde die Pflicht zudem emanzipatorisch legitimiert: Die Kinder – inklusive die Knaben – sollten haushalten können, damit sie später zu einem selbständigen Leben in der Lage sein würden. Für die Kinderheime von *Gott hilft* gehörte und gehört es zum pädagogischen Auftrag, den Kindern die Grundregeln des Haushaltens beizubringen. Heute sind solche Ämtli in den meisten Schweizer Heimen üblich mit den gleichen pädagogischen Begründungen wie bei *Gott hilft*.

Arbeiten auf dem Feld, im Stall, im Garten und im Haus

Bis in die 1960er-Jahre beschränkte sich die Mitarbeit der Heimkinder nicht allein auf das Ämtli. Sie hatten stundenlang strenge Arbeiten zu verrichten. Während des Zweiten Weltkriegs nahm der Arbeitseinsatz sogar nochmals zu: «Jetzt, da ständig Männer im Dienst sind, vielerlei Artikel schwer erhältlich sind, vermehrt sich die Arbeit für die Zurückgebliebenen, leider vor allem für die Frauen, vielleicht auch für grössere Kinder. Dabei dürfen wir ruhig die Arbeit als Erziehungsmittel einsetzen. Nehmen wir doch einen grossen Teil arbeitsungewohnter, -unlustiger Zöglinge auf.»⁵ Diese Schilderung entsprach nicht ganz den Tatsachen: Nur die Mitarbeit der Kinder im Haus und auf dem Feld konnte die angestrebte Selbstversorgung der Heime sicherstellen. Der Arbeitsalltag in einem *Gott hilft*-Heim war so streng wie ein damaliger Arbeitstag für Kinder auf dem Land. In ländlichen Familien arbeiteten die Kinder ab 5–6 Jahren ernsthaft mit. «Wir waren von klein auf gewohnt, an unsere Grenzen zu gehen», beschrieb ein Bauernkind diese Zeit.⁶ Für einen Teil der (Heim-)Kinder ging die harte Arbeit über ihre Grenzen hinaus und sie litten nachhaltig darunter. Andere betrachteten sie als Normalität, da sie nichts anderes kannten.

Als Erziehungsmittel wurde die Arbeit in den Heimen – nicht nur bei *Gott hilft* – tatsächlich angesehen: Mitarbeiten galt bis weit in die Nachkriegszeit als die wichtigste Form des Lernens und überhaupt der Erziehung, wichtiger als das abstrakte Lernen in der Schule. Ferner gehörte es zur kirchlich-reformierten Überzeugung, dass Kinder zu beschäftigen seien, um dem «Müssiggang» vorzubeugen, zu dem sogar das Spiel gezählt wurde (ausser bei ganz kleinen Kindern). So liess sich die notwendige Mitarbeit der Kinder pädagogisch rechtfertigen. In besonders harten Zeiten war die Mitarbeit der Kinder unumgänglich, um dem Geldmangel Herr zu werden.⁷ 1945 nahm die Hausmutter von Sent in grosser Geldnot einen «Tannzapfenauftrag» an: Zehn Tonnen Tannzapfen sollten für eine Wohnkolonie in Zürich gesammelt werden, was 361 grossen Säcken entsprach. Wohl nicht ganz frei von schlechtem Gewissen beteuerte sie: «Die Kinder freuten sich, damit unsere Jahresfesttour und die Äpfel für den Winter selbst verdient zu haben.» Immerhin versuchte sie, den Kindern die Arbeit zu versüßen: «Um der Arbeit etwas mehr Reiz zu verleihen, erlaubte ich hie und da, im Wald in einer Holzerhütte zu schlafen. Einmal blieben die Buben, ein andermal die Mädchen.»⁸

Was von den Kindern verlangt wurde, war enorm. Im Sommer spannte man sie oft von früh bis spät für Arbeiten ein, im Winter nach der Schule, am Mittwoch- und am Samstagnachmittag: «[...] allzu oft war auch der freie Abend unserer Kinder zum Teil ausgefüllt mit Arbeiten im Garten oder auf dem Acker, die man bei Tag nicht besorgen konnte. Oder die Mädchen sit-

zen – Beeren zupfend – noch um den Tisch und singen», bemerkte Samuel Rupflin 1945.⁹ Dennoch wurde versucht, den Kindern etwas mehr Freizeit zuzugestehen als den Erwachsenen.

Spezifisch für die *Gott hilft*-Heime war, dass die Kinder der Mitarbeitenden genau so sehr in die Arbeit einbezogen wurden wie die Heimkinder. Anders als zum Beispiel in katholischen Heimen bildeten die Erwachsenen und ihre Familien zusammen mit den Heimkindern eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft.¹⁰ Alle arbeiteten mit, es gab keine Privilegien. Am strengsten war der Alltag sicher für die Mitarbeitenden selbst.

Jeweils im Frühjahr wurden Bohnen, Kabis, Kohlrabi, Salat, Wirz, Blumenkohl, Zwiebeln, Knoblauch, Tomaten und Kartoffeln gesetzt oder Rüebli, Radiesli, Rettich, Wermuth und Kümmel gesät, die Beete gejätet und die Äcker für die Getreidesaat vorbereitet, das Holz wurde gespalten und gestapelt. Im Sommer ging es mit Heuen und Jäten weiter und auf die Kartoffel-, Obst-, Getreide- und Gemüseernte folgte das Lagern und Einmachen. Häufig «kommt der Ärger mit den Buben [dazu]», notierte eine Tagebuch schreibende ‹Tante›.¹¹ Aber auch mit den Mädchen ging es nicht besser: Als sie sich eines Tages im Garten so «trotzig» anstellten, dass die ‹Tante› sie wegschickte, verschwanden sie bis 21 Uhr nachts.¹²

Zu keinen disziplinarischen Schwierigkeiten führte die Arbeit mit den Tieren. Meist fanden sich Freiwillige für den Stalldienst und für manche Knaben war die Beziehung zu den Tieren von grosser Bedeutung. «Zahlreiche Kinder arbeiten lieber in der Landwirtschaft als im Haus oder in der Schule», erinnerte sich ein Heimleiter, der von Haus aus Bauer war.¹³ Viele der Jungen konnten aufgrund ihrer frühen Lebenserfahrungen nur den Tieren gegenüber Zuneigung zeigen. Mädchen dagegen arbeiteten nicht im Stall.

Mädchenarbeit – Bubenarbeit

Überhaupt wurden viele Arbeiten nach Knaben oder Mädchen getrennt. Eine ‹Tante› aus Zizers notierte 1921: «Unsere Schlingel können sich wahrlich über Einförmigkeit nicht beklagen! Letzte Woche hatten sie ihr Arbeitsfeld im Keller bei den Kohlen u. kamen schwarz wie Schornsteinfeger wieder ans Tageslicht, jetzt dürfen sie am Vormittag Birnen schneiden und nachher gabs Handlangerarbeit: all die hunderte von Gipssteinen nach oben zu tragen.»¹⁴ Die Gipssteine dienten dem Umbau des Dachstocks im Haus Marin zu einem Kinderschlafsaal. Der Einsatz der Kinder bei Um- und Ausbauten hatte während der ganzen Pionierphase Bestand.

Ältere Knaben erhielten auf Wunsch ein Stück Gartenland, das sie selber bepflanzen und dessen Erträge sie auf dem Markt verkaufen konnten. Für



Die Arbeit der Kinder war streng und verantwortungsvoll: Heimknaben auf einem Kartoffelfeld in der Rheinebene und Heimmädchen mit einem «Stümpferli» im Arm (Aufnahmen um 1920).

gewisse monotone Arbeiten, wie das «Büschen» von Holz, erhielten Knaben ein kleines Sackgeld.¹⁵ Später konnten auch Mädchen einen eigenen «Pflanzplatz» beanspruchen. Bereits früh reklamierten sie das Recht, bei gewissen «Bubenarbeiten» ebenfalls mitzutun: «Das hätte heute Nachmittag ein Bild gegeben, unsere Töchter mit Kopftüchern & Arbeitsschürzen siebten Sand auf Mord&Brand, sie behaupteten das sei viel schöner als Flicken&Stricken. – Die Buben hätten es halt doch besser», stellte eine Tagebuchautorin fest.¹⁶ Vielleicht siebten die Mädchen wirklich lieber Sand, als dass sie Kleider flickten. Auf diese Mitarbeit waren sie allerdings versessen, weil es für die Bauarbeiten einen kleinen Lohn gab. Dank der Kinderarbeit beim Bau des Schulhauses in Zizers konnte die Stiftung nämlich «einige hundert Franken» einsparen.¹⁷ Davon gab sie einen Teil an die Kinder weiter. Das gemeinsame Bauen blieb etwas Besonderes und Beliebtes: In den 1960er-Jahren halfen Mädchen und Knaben beim Bau einer Garage im Heim auf dem Nieschberg. Als Belohnung winkte eine gemeinsame Ausfahrt mit dem Auto.¹⁸

Umgekehrt mussten die Buben beim Putzen im Haus helfen und bis in die 1950er-Jahre lernten sie stricken und nähen. Meistens verlief die Trennlinie zwischen Buben- und Mädchenarbeit entlang der Muskelkraft: «Wie brüsten sich unsere Buben mit ihren starken Muskeln!», rief ein Hausvater deshalb in den *Mitteilungen* aus.¹⁹ Der Stolz der Knaben war berechtigt; 1937 schafften sie es gemeinsam mit den Männern einen 20 Zentner schweren Brunnen vor das Heim Foral zu transportieren. Dank gemeinsamer Anstrengungen wurden also Erlebnisse möglich, auf die Erwachsene wie Kinder stolz waren.

Die grösseren Mädchen halfen bei der Versorgung der Kleinkinder, der «Stümperli» (bis ca. zwei Jahre alt) und der «Höckerli» (bis drei Jahre alt). Sie putzten, wechselten die Bettwäsche, spülten die Milchflaschen und – aus der Sicht der Mädchen das Erfreulichste – kleideten die Kleinen an. Dass sie dieser Verantwortung nicht immer gewachsen waren, konstatierte eine Tagebuchscreiberin 1923: «Es kommt nicht gut, wenn die grossen Mädchen auf die Höckerli alleine aufpassen. Es fehlt ihnen am Pflichtbewusstsein. Das ergab ein Spontanbesuch.»²⁰ In der Küche waren die Mädchen, teilweise auch jüngere Knaben, unentbehrlich. Sie hatten das Obst und Gemüse zu rüsten, damit es eingemacht oder gedörrt werden konnte. Dabei wurde meist gesungen oder es wurden Geschichten vorgelesen.

Grundsätzlich waren die Mädchen zusammen mit den Betreuerinnen für den gesamten Haushalt zuständig. Dieser stellte in den ersten Jahrzehnten bei engen Platzverhältnissen und ständigen Umbauten eine grosse Herausforderung dar: «Nein, war das ein Drunter und Drüber diesen Morgen! Washtag, nur eine Waschfrau, dafür Tante Linny u. Emma in der



Nicht nur die Knaben halfen bei den Bauarbeiten, auch «unsere Töchter mit Kopftüchern & Arbeitsschürzen sieben Sand auf Mord & Brand». Manchmal gab es für solche Spezialaufgaben ein kleines Taschengeld (Aufnahme um 1923).

Waschküche, Mutterli in der Küche, in der Abwaschküche – niemand, d. h. Hanneli u. Selina! Da galts schon beizuspringen, dass die beiden Mägdli wenigstens nur abzutrocknen hatten. Sch[weste]r Clara kam oben auch nicht durch – o weh, wie sahs bei den verlassenen Höckerli aus!»²¹ – Man nahm es aber offenbar heiter.

Der Austritt der grossen Mädchen nach ihrer Konfirmation hinterliess jeweils eine empfindliche Lücke im Heim. In Felsberg entschloss sich 1947 die Hausmutter nach so einem Austritt, eine erst 12-Jährige zur Mitarbeit beizuziehen: «Margot hilft zwar tapfer, ja ich habe sogar ein schlechtes Gewissen, denn ich spanne sie sehr viel ein, sie sieht auch müde aus [...].»²² Oft verlangte schlicht die Arbeitsüberforderung der Erwachsenen nach der Mithilfe der Kinder. Dann wurde auf die pädagogische Verbrämung verzichtet. Im Gegenteil: Die Erzieherinnen sahen wohl, dass es zu viel war, wussten sich aber in ihrer eigenen Eingespanntheit nicht anders zu helfen.

Erste Entlastungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Krieg standen die einzelnen *Gott hilft*-Heime finanziell besser da und leisteten sich Waschmaschinen und Zentralheizungen. Dadurch nahm die Arbeit im Haus ab. Das Churer Heim Foral begann als erstes nach dem Krieg seine Gemüseanbaufläche um zwei Drittel abzubauen. Die Mechanisierung der Landwirtschaft trug dazu bei, dass die Feldarbeiten abnahmen. So war seit den 1970er-Jahren die Mithilfe der Kinder in den Bauernbetrieben nicht mehr üblich. Eine Nähe zu den Landwirtschaftsbetrieben blieb bestehen, indem bis heute die Kinder in den naheliegenden Höfen ab und zu mithelfen, sei es freiwillig oder als Sanktion.

Einige der Hauseltern waren froh um diese Arbeitsentlastung, hegten sie doch schon lange ein ungutes Gefühl wegen der harten Kinderarbeit. Andere rechtfertigen noch länger die Mitarbeit der Kinder und fragten sich: «Mit einem genügend grossen Tiefkühlraum kann man sich mit Gartenprodukten und Beeren zum grössten Teil bei günstigen Preisen genügend eindecken, hätte dazu keinen müden Rücken, schmerzende Hände und schmutzige Füsse. [...] Haben wir in der Landwirtschaft und im Garten nicht noch Werte, die sich nicht in Franken und Rappen ausrechnen lassen, die aber für die Zukunft doch zählen?»²³ Die rhetorische Frage bezog sich auf den pädagogischen Wert der landwirtschaftlichen Arbeit und auf die Gesundheit der Kinder, die durch diese gefördert wurde.

Die Schule – Arbeit an der Bildung

Bis in die 1960er-Jahre fand im Kanton Graubünden der Schulunterricht in vielen Gemeinden nur im Winterhalbjahr statt (vgl. Kap. 2). Diese Regelung war der zwingenden Mithilfe der Kinder in der Landwirtschaft im Sommer geschuldet. Aber auch grundsätzlich war der Stellenwert der Schule mindestens in ländlichen Gebieten ein geringerer als in der Nachkriegszeit. Also prägte die Schule auch den Alltag weniger stark. Die Erziehenden bei *Gott hilft* bemühten sich dennoch, mindestens den kleineren Kindern doch auch zwischen April und Oktober einen Schulunterricht einzurichten. Die sogenannte Sommerschule begann für die 3. und 4. Klasse am Morgen um 9 Uhr; für die Erst- und Zweitklässler und für die Kindergartenkinder fand sie nachmittags statt. Schnell realisierten die Mitarbeitenden auch, dass viele Kinder in ihren Heimen schulische Schwächen aufwiesen, so dass die Aufgabenhilfe bereits in den ersten Jahren zu einem festen Bestandteil des Alltags wurde: «Ein gelungenes Bild bot sich heute im Esszimmer als ich mit einem Besuch die Runde machte im Haus. An einem Tisch sass Tante Berta mit ihrer Nähsschule, in der entgegengesetzten Ecke war Vater mit Buben u. Maitli beim Rechnen an der Wandtafel; im Knabenzimmer hatte Onkel Wolf Handfertigkeitsunterricht, an zwei Orten wurde gebügelt, oben bei Mutterli geflickt», berichtete eine Tagebuchschreiberin 1923.²⁴

Manchmal musste die Schulzeit für Feldarbeiten unterbrochen werden. Dies betraf nicht nur die Heimkinder, sondern auch die Bauernkinder im Dorf. Die Heimkinder mussten dann allerdings die Schule am Abend nachholen. Nur bei den Sekundarschülern und -schülerinnen stand die Schule von Anfang an im Vordergrund; sie wurden sogar von der Hausarbeit befreit.²⁵ Ab den 1970er-Jahren wurden die Schule und das dazugehörende Lernen zum dominanten Element des Kinderalltags, auch im Heim. Mit der Einführung der Ganzjahresschule wurde es zur Regel, dass die Aufgaben nach der Nachmittagsschule vor dem Spiel erledigt sein mussten. Die Unterstützung bei den Aufgaben behielt ihren hohen Stellenwert. Einem Ehemaligen aus dem Heim in Scharans blieb bis heute die Zeit zwischen 17:45 und 18:20 Uhr in Erinnerung, während der die tägliche Aufgabenhilfe stattfand. Den Kindern, die die öffentliche Schule besuchten, gewährte man zusätzliche Unterstützung in Form von Nachhilfestunden und nicht selten erhielten sie – mindestens in der Oberstufe – auch ein Einzelzimmer, um ungestört ihre Schulaufgaben erledigen zu können.

4.2 Freizeit und Feste

Freizeit, Spiel und Sport

In der Gründungsphase der *Gott hilft*-Heime bildeten die Sonntagnachmitten jeweils die erholsamsten Momente für die Kinder und für das Personal, insbesondere wenn es regnete und auf den gemeinsamen Spaziergang verzichtet wurde. «Regensonntag», bemerkte eine Tagebuchschreiberin 1922 zufrieden, «die Mädchen spielen vergnügt in der Schule [es gab kein anderes Zimmer, cl]. Onkel Ernst liest ihnen eine Geschichte vor, der sie mit grossem Interesse folgen. Dann wird gesungen.»²⁶ In den 1940er-Jahren tönte es gleich: «Es regnet seit langem wieder mal. Ich darf flicken u. die Buben dürfen spielen, sie freuen sich so.»²⁷ Zum Sonntagnachmittag gehörte auch, dass die Kinder nach dem Mittagessen schlafen mussten, was nach der strengen Arbeitswoche vielen eine willkommene Erholung bot.

Andere kleine Freiheiten nahm man sich. Manchmal liess die ‹Tante› die Sonntagsschule für die Kleinen ausfallen und zog dafür mit den Kindern in den Wald. Oder es kam nach dem Nachtessen zu «gemütlichen Abenden» mit den grösseren Kindern, wo gespielt, geplaudert, gesungen oder aus einem historischen Roman vorgelesen wurde. Diese Momente schienen alle Beteiligten zu geniessen. Gemeinsame Abende blieben auch später bestehen. Vorgelesen wurde noch bis ins Jahr 2000, meist aus gängigen Kinder- oder Jugendromanen.

An schönen Sonntagen wurden nicht nur die (unbeliebten) Spaziergänge unternommen. Von Zizers oder Felsberg aus ging man in den ersten Jahren oft ans nahe Rheinufer, wo die Kinder im Sand und Schlamm spielten, Wasser staute oder Laubhütten bauten. 1928 ertrank allerdings ein Kind bei diesem Spiel im Rhein, wonach dieser Spielort vorübergehend wegfiel.²⁸ Für andere Heime war der Wald ein beliebter Spielplatz. Sogar das Tannzapfensammeln wurde mindestens von den kleinen Kindern als Spiel gesehen und geschätzt, besonders wenn am Schluss eine Fahrt auf dem Pferdewagen nach Hause möglich war.

Bereits 1919 wurde in den Stiftungsmittelungen zufrieden erwähnt, dass es dank der Gaben möglich war, jedem Mädchen eine Puppe zu schenken. Das Nähen von Puppenkleidern bildete in der Folge eine häufige Beschäftigung für die Mädchen. Ebenfalls sehr früh wurde mit Bauklötzen gespielt, die eine Schaffhauser Firma gespendet hatte.²⁹ Ob den Kindern die Spielsachen immer oder nur in ausgewählten Momenten zur Verfügung standen, lässt sich nicht mehr bestimmen. Waren keine Spielsachen vorhanden, liess man die kleinen Kinder mit Pflanzen, Stöckchen oder Moos spielen.



Bei den Kleinen war der Sonntagsspaziergang noch beliebt, grössere Kinder zogen das Spiel in der Stube bei Regenwetter vor (Aufnahme um 1940).

Herrschten nicht gerade Notzeiten, fanden hin und wieder Theaterbesuche mit den Kindern statt: 1944 durften die kleinen Kinder von Herrliberg ins Marionettentheater nach Zürich, benahmen sich allerdings undiszipliniert. 1950 schrieben die Hauseltern zum Theaterbesuch der Unterstufenschülerinnen und -schüler von Zizers: «Wie freuen wir uns über solche Abwechslungen für unsere Kinder, denn im Vergleich mit dem, was andere Kinder heutzutage geniessen, haben sie ja wenig Extragenüsse, obwohl wir das auch wiederum nicht anders möchten, weil die wirkliche Freude nicht von äusseren und kostspieligen Erlebnissen abhängt.»³⁰

Mehr Freiräume ab den 1950er-Jahren

Nach dem Zweiten Weltkrieg schaffte die Stiftung in grösserem Umfang Sportgeräte an, und in mehreren Heimen wurden bereits in den 1950er-Jahren Schwimmbäder (selber) angelegt, was die Heimleitenden mit Stolz erfüllte. Spielplätze existierten bereits seit den 1920er-Jahren, wenn auch nicht in jedem Heim.

Als die Mitarbeit in der Landwirtschaft abnahm, konnten die Jungen nach der Erledigung der Hausaufgaben an Modellschiffen basteln oder sich anderweitig handwerklich versuchen – die Werkstätten der Heime waren stets gut bestückt. Die Mädchen allerdings schienen weiterhin – wie bisher – Puppenkleider zu nähen oder sich Pullover zu stricken. Auch Aktivitäten an der Grenze zur Legalität unternahmen Buben mit ihren Betreuern anfangs der 1970er-Jahre mit grosser Begeisterung: Sie bauten sich in Scharans einen *Easy Rider*-Töff mit dem Vorderrad einer Vespa und einem alten Moped, dessen Motor auf dem Gepäckträger festgezurrt wurde. Damit kurvten sie zur grossen Gaudi aller und mit der entsprechenden Musik über die Felder, bis die Aktion verboten wurde.³¹ Ansonsten spielten die Kinder nach dem Mittagessen Karten, faulenzen, hörten Musik oder versorgten ihre Meerschweinchen, Enten, Gänse, Katzen, Hamster, Hasen, Vögel oder Kaninchen. Die Haustiere spielten in den *Gott hilft*-Heimen eine wichtige Rolle. Die Erziehenden nutzen die Zeit für Gespräche, Gebete oder Abmachungen mit einzelnen Kindern. Nach der Nachmittagsschule besuchten einige der Kinder ihre Therapiestunden (Logopädie, Psychomotorik, Legasthenie usw.), andere hatten Verpflichtungen in Sport- oder Musikgruppen oder in der Jungschar. Das Angebot für Freizeitaktivitäten war in den Heimen gewachsen. Kaum eine Sportmöglichkeit, die nicht angeboten wurde und insbesondere Natursportarten spielten für die meisten eine ausserordentlich wichtige Rolle. Aber auch Kartonage, Metall- und Holzarbeiten, Peddigrohrflechten und weiteres standen zur Verfügung. Ab 1972 besass das Schulheim Scharans



In frühen Jahren wurde im Rhein oder in einem Tümpel bei Untervaz gebadet; für die Mädchen war das Bad nicht immer selbstverständlich. Später bauten die Mitarbeitenden Schwimmbäder; dasjenige von Zizers wurde aus der eigenen Quelle gespiesen (Aufnahmen um 1925 bzw. 1955).

einen TV-Apparat. Allerdings wurde nie sehr viel TV konsumiert, auch in den anderen Heimen nicht.³² Stattdessen konnte es immer noch vorkommen, dass die Buben mit den Erziehenden lieber eine Zufahrtsstrasse asphaltieren oder alle Kinder draussen Unihockey spielten.

In den 1990er-Jahren war das Freizeitangebot so gross geworden, dass die Erziehenden davor warnten, die Kinder nicht «durchzuprogrammieren», sondern sie selbst ihre Freizeit gestalten zu lassen bzw. ihnen auch einmal zuzumuten, Langeweile auszuhalten.³³ Bis heute werden in den Einrichtungen zahlreiche gemeinsame Aktivitäten wie Radtouren, Hütten bauen, Kletterpartien, Fussball- oder Hockeyspiele unternommen. Die Kinder werden ausserdem ermuntert, in dörflichen Sport- oder Musikvereinen mitzumachen oder können Schulkameradinnen und -kameraden mit ins Heim bringen. «Die Kinder sollen Freude erleben und Kind sein dürfen. Das hat doch auch etwas mit Glauben zu tun, oder?», wurde in den Stiftungsmitteilungen 1993 rhetorisch gefragt.³⁴

Ausflüge, Ferien und Feste

Obgleich die *Gott hilft*-Kinderheime anfangs arm waren, liessen sie sich ausgedehnte Ausflüge mit den Kindern nicht nehmen. Ein Album von 1925 schildert eine 13-tägige Ferienwanderung der Oberschülerinnen und Oberschüler des Kinderheims in Zizers mit drei erwachsenen Begleitpersonen: Zuerst ging es «unter dem Geknatter der Maschinengewehre dem Walensee zu» bis Bilten. Dann in Etappen bis Zürich, von dort nach Basel mit einem Abstecher nach Deutschland, später nach Schaffhausen und zurück nach Zizers. Teilstrecken wurden mit der Eisenbahn zurückgelegt und – für die Kinder besonders eindrücklich – mit dem Dampfschiff. Meistens reiste man allerdings zu Fuss.³⁵ Aussergewöhnlich war, dass die Kinder Schuhe trugen; gewandert wurde in der Regel – nicht nur von Heimkindern – bis in die 1950er-Jahre barfuss.

Geboten wurde dabei die Besichtigung der Staumauer am Wäggitalersee, des Landesmuseums und der Stadt Zürich, der Habsburg, des Basler Münters, des dortigen Zoos und Missionsmuseums, des Rheinfalls und der Stadt Schaffhausen, einer Tuchfabrik sowie der Kyburg. Die Wanderer besuchten das pietistische Modellheim in Beuggen (D) und trafen dort auf drei ehemalige *Gott hilft*-Kinder. Man übernachtete entweder bei Freunden (im Stroh), in der Jugendherberge oder in einem befreundeten Kinderheim. Besonders erwähnten die Kinder im Album die von Passanten geschenkten Kirschen oder Getränke, da ihnen während des Wanderns das Trinken eigentlich verboten war. Das Bad in den Seen und Flüssen erfreute nur die Buben: «Nun durften



Mädchen und Puppen galten bis in die 1970er-Jahre als ideales Spielgespann, während die Buben in denselben Jahren mit ihren Töffs die Rheinauen unsicher machten (Aufnahmen um 1950 bzw. 1970).

die Buben wieder baden und wir Mädchen mussten die Socken waschen und mussten uns wieder mit dem Fussbad begnügen.»³⁶ Den Mädchen fehlten auf diesem Ausflug die Badeanzüge und den Betreuerinnen gelang es erst, solche aufzutreiben, als das Wetter umschlug.

Mehrtägige Wanderungen wurden in den *Gott hilft*-Heimen jedes Jahr mit Ausnahme einiger Kriegsjahre durchgeführt. Beliebt waren auch Tageswanderungen auf eine Alp. Gestartet wurde dann um zwei Uhr nachts, damit man um zehn Uhr auf der Alp ankam, wo frische Milch und Butterbrote mit gezuckerten, zerdrückten Beeren für die Kinder bereit standen.³⁷

1939 erhielt der Besuch der Landesausstellung durch sämtliche Schulkinde besondere Wichtigkeit. «Schon im Gedränge der Zuschauermassen an den Eingängen stellte sich das glückliche Empfinden der Volksgemeinschaft ein», schrieb das Mitteilungsblatt im zeittypischen Jargon.³⁸ 1941 durften die grossen Buben vom Heim in Wiesen/AR im Zuge der Geistigen Landesverteidigung den Film *Gilberte de Courgenay* anschauen.³⁹ In den 1950er- und 1960er-Jahren verbrachten die älteren Buben jeweils Ferien auf ausgewählten Maiensässen, wo sie frei waren und machen durften, was sie wollten. Die Erinnerungen an diese ungebundenen Zeiten blieben tief haften.

Für Kinder, die in den Ferien nicht nach Hause konnten, organisierte die Stiftung Lager, meist in Zusammenarbeit mit christlichen Organisationen. Auch heute noch nehmen die Kinder an Programmen der *International Christian Fellowship* (ICF) teil oder sie verbringen Ferien in Sportlagern, in Cevi-Lagern (christlicher Jugendverband) oder anderen Freizeitangeboten. Seit den 1970er-Jahren besteht die Tradition des Zeltlagers, heute Sommertreck genannt, in den Schulheimen. Das Schuljahr beginnt dabei mit einer gemeinsamen Reise zu Fuss oder mit dem Rad, wobei gezielt und gemeinsam gekocht wird. Diese Woche gibt der Gruppe die Möglichkeit, sich zu <finden>.

Feiertage

Christliche und andere Feiertage oder Feste spielten immer eine grosse Rolle: «Wir könnten die strenge Arbeitszeit nicht verantworten ohne Freizeitfreuden [...]», stellte ein *Gott hilft*-Mitarbeiter 1958 fest.⁴⁰ Das wichtigste christliche Fest bildete Weihnachten. Dazu wurde meist ein Krippenspiel einstudiert und Lieder geübt. Drei Weihnachtswünsche durften die Kinder jeweils nennen unter gleichzeitiger Ermahnung, bescheiden zu bleiben. So war es nicht verwunderlich, dass viel Praktisches gewünscht wurde, wie lange Bubenhosen, Flöten, Bücher, Briefmarken, Alben, Notizkalender, Werkzeuge, Farben oder Puppenkleider.⁴¹ Die Erziehenden bemühten sich



1941 führten die Kinder am Jahresfest der Stiftung Gott hilft die Geschichte der Heimgründung auf. In der Mitte ist ein ‹Heilsarmist› mit einem ersten ‹Heimkind› zu sehen, vorne als Zuschauer Emil Rupflin.

dennoch, dass sich für alle Kinder ein Spielzeug unter den Geschenken befand. Für Kinder, die keine Geschenke von zuhause erhielten, suchten die Betreuenden «Gotten» oder «Götti» in ihrem Umfeld, die bereit waren, den Kindern ein Geschenk zu schicken. Jährlich sammelten aber auch die – in keiner Hinsicht verwöhnten – Heimkinder für andere bedürftige Kinder, zum Beispiel in Armenien, Geld.

In der Vorweihnachtszeit bastelten die Kinder für ihre Eltern oder Verwandten. Dabei scheuteten die Heimleitenden neben dem strengen Alltag keinen Aufwand. Die Hauseltern von Wiesen/AR stellten 1937 zusammen mit den Kindern hundert Fotoalben her, deren Filme in einer eigenen Dunkelkammer entwickelt worden waren. Die Weihnachtszeit war emotional fordernd und für die Heimgemeinschaften anstrengend. Dies insbesondere wegen der grossen Belastung für die Heimkinder, vor allem für jene, die nicht nach Hause konnten oder lange im Ungewissen darüber blieben.

So genossen fast alle die Tage nach Weihnachten mehr: «Wie freue ich mich allemal nach Weihnachten, wenn jedes ein Spielzeug hat, mit dem es sich gern und ruhig beschäftigt. Der Morgen nach der Bescherung ist immer wunderschön. Da verteilen sich die Kinder in unsere drei Stuben und spielen so still und vergnügt, und eine stille Freude liegt über allem. [...] Die Weihnachtsferien waren mit viel Schlitteln ausgefüllt und am Morgen wurde länger geschlafen. Die Kinder waren etwas zappelig und laut, aber sonst lieb», berichtete die Hausmutter aus Sent.⁴² In manchen Heimen durften die grossen Kinder auch ihre Schulkameradinnen oder Schulkameraden zu einem der Weihnachtstage einladen, oder es kamen Ehemalige zu Besuch.

Ostern wurde vorab als christliches Fest, aber auch mit bunten Eiern und Schokoladehasen begangen – mindestens dann, wenn solche gespendet worden waren, wie der Jahresbericht von 1921 erwähnte.⁴³ Aus Glaubensüberzeugung hatten die Erwachsenen der Stiftung *Gott hilft* Mühe mit der Fasnacht, die nur andeutungsweise gefeiert wurde, ganz anders als in katholischen Kinderheimen. Auch getanzt wurde nie. Ansonsten feierte man die Feste, wie sie fielen und legte grossen Wert darauf.

Der Jahrestag des Einzugs ins erste Heim in Felsberg wurde während der ganzen hundertjährigen Heimgeschichte gefeiert, zuerst im kleinen Rahmen, bald aber mit einem grossen Jahresfest, an dem alle Heimkinder mit den Erwachsenen zusammen kamen.⁴⁴ Nebst den Festreden bot jedes Heim eine eigens einstudierte Darbietung, es wurde gesungen und ein Cervelat oder eine Bratwurst verzehrt. 1941 stellten die Kinder die Geschichte der *Gott hilft*-Heime als von einem Lehrer selbst gereimtes Theaterstück dar. Turnerische Darbietungen nahmen anschliessend zu und bereiteten den Kindern mehr Freude bei der Einstudierung.

Der 1. August wurde mit einem Feuer gefeiert, ein Ernte-Dank-Fest fand jährlich statt und Aufrichtefeste wurden veranstaltet. Für Aufregung bei den Kindern sorgten die zahlreichen Hochzeitsfeiern zwischen Mitarbeitenden oder von Mitarbeitenden mit einer Partnerin oder einem Partner von außerhalb der Stiftung. An Kindergeburtstagen wurde der Tisch geschmückt und es gab etwas Besonderes zu essen, allerdings wurden in den ersten Jahrzehnten die Geburtstage mehrerer Kinder zusammengefasst. Später luden die Heimleiter die Kinder am Geburtstag manchmal in ihre Wohnung ein, wo es Kuchen gab und Schallplatten mit biblischen Geschichten gehört wurden.⁴⁵ Begangen wurde ferner jedes Jahr der Geburtstag von Emil Rupflin: «Sie [die Kinder, cl] machen allerhand Herziges neben anderem, was sie selbst erfanden, das nicht so passend war», bemerkte dazu trocken eine Mitarbeiterin.⁴⁶

4.3 Regeln und Rituale

Stabilisierende Regeln

Wie in allen Kinderheimen – und in vielen Familien – gehörte Ordnung zu den wichtigsten Erziehungsgrundsätzen bis in die 1970er-Jahre. Äussere Ordnung weise auf die innere Ordnung, war einer der Grundsätze von Emil Rupflin. Die Rundgänge des Ehepaars Rupflin bereiteten den Mitarbeitenden denn auch Sorgen: «Schon am Morgen früh hält Vater Inspektion in den Familien; bös ist die Bienenfamilie davon gekommen. Vater entdeckte allerlei Missstände & Unordnungen in den Zimmern. Die Betten mussten gesonnt & die Zimmer gründlich gereinigt werden.»⁴⁷ Die betroffene Hausmutter war nicht unzufrieden über die männlich-autoritäre Unterstützung in ihrem Kampf für Ordnung, denn das Aufrechterhalten der Ordnung war (und ist) eine Angelegenheit von ständiger Aufsicht, die wegen des Personalmangels immer wieder zu kurz kam.

Die stabilisierende Rolle von Regeln hat sich über den ganzen Zeitraum der Kinderheimgeschichte erhalten. Heute gelten mehrstufige Regelwerke. Regeln wurden früher und heute hochgehalten als strukturierendes Element für tendenziell unstrukturierte Kinder. Wissen, wie es zu sein hat, wissen, was als nächstes kommt, soll ihnen helfen zu innerer Ruhe zu finden; so lautet heute die Argumentation hinter den Regeln. Ehemalige schildern häufig das Heim als strenger, in den Anforderungen aber auch klarer als das elterliche Zuhause. Immer schon gab es Regeln, die als übertrieben empfunden wurden und zu Diskussionen und Kritik führten. Waren es früher die Schuhbändel,

die korrekt in die Finken gehörten, so kann es heute das Verbot für das Tragen von kurzen Hosen vor den Frühlingsferien sein.⁴⁸ Ebenfalls wenig Verständnis brachte eine Ehemalige auf für die Regel, dass sie sich ihrem Schatz aus einer anderen Kindergruppe nur bis zum Hühnerstall (der die beiden Gruppen trennte) nähern durfte.⁴⁹

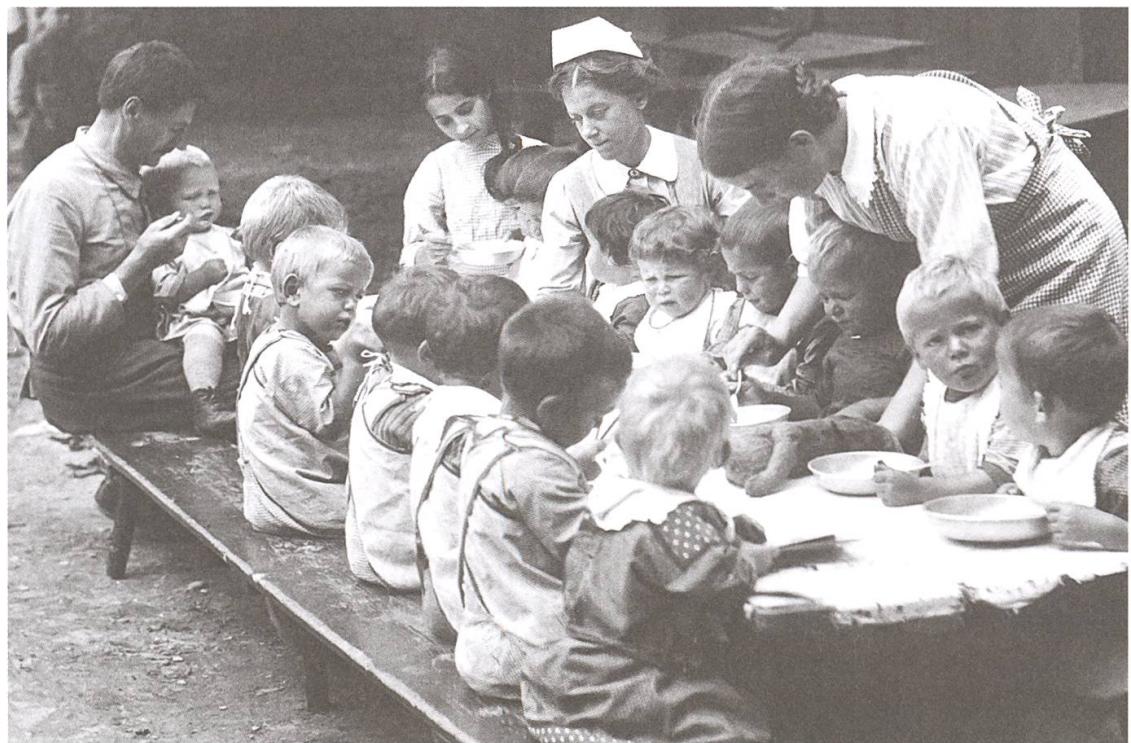
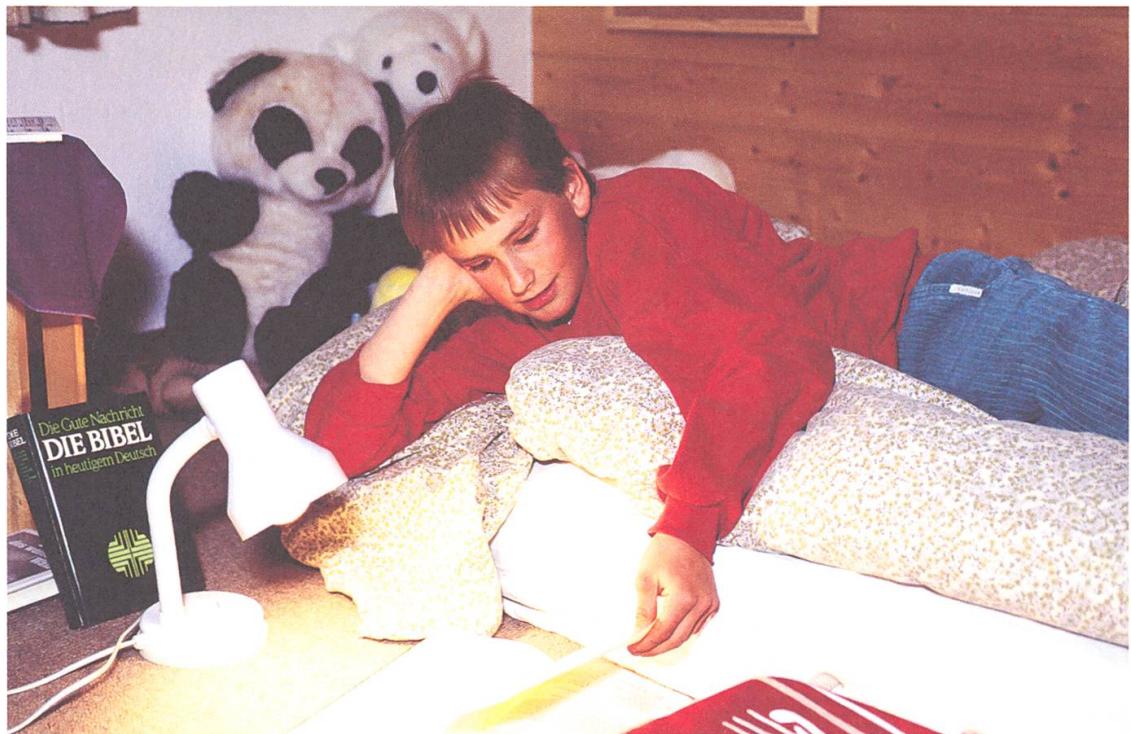
Zu den Heimregeln gehörte auch, dass Ausnahmen möglich waren. Hierbei zeigten sich die *Gott hilft*-Hauseltern immer wieder einmal grosszügig. Mehrfach wurde erwachsenen Heimkindern vorübergehend oder für längere Zeit ein Zimmer im Heim angeboten, wenn sich herausstellte, dass ihnen die Selbständigkeit schwer fiel, oder sie unter der Einsamkeit nach einer turbulenten Heimjugend litt. Wenn es gar nicht mehr ging, wurde ein Kind von seiner Arbeitspflicht erlöst und durfte stattdessen mit der Hausmutter nach Chur – der Ausflug wurde allerdings der Freizeit des Kindes angerechnet.⁵⁰

Christliche Rituale

Von den Ritualen des Alltags seien hier besonders die christlichen erwähnt. Für die Erwachsenen begann der Tag im Heim mit einer Morgenandacht und einem kurzen gegenseitigen Austausch um 6:00 Uhr. Um 6:30 Uhr wurden dann die Kinder geweckt für ihr Morgenämtli. Lange folgte dem Frühstück und dem Abendessen eine Andacht für die grösseren Kinder. Die Abendandacht gestalteten in den 1950er-Jahren die grösseren Jungen teilweise selbst mit der Auslegung eines Bibeltextes. Ein Mädchen, das damals im Heim in Igis war, beschrieb es so: «Es wurde sehr fromm getan. Vor dem Essen beten, nach dem Essen beten, im Bett noch einmal beten, ständig beten.»⁵¹ Ab 1980 fand nur noch ein gemeinsamer Wochenbeginn mit Gesang und Gebet statt, der die beiden Andachten mit den Kindern ablöste.⁵²

Das Tischgebet ist bis heute in den *Gott hilft*-Angeboten üblich, in den sozialpädagogischen Pflegefamilien auch der Besuch des Gottesdienstes am Sonntag. In den anderen Institutionen findet dieser sporadisch statt. Kinder oder ihre Eltern, die dies nicht möchten, können sich dispensieren lassen. Auch Gute-Nacht-Rituale existierten zu allen Zeiten. Früher beteten die Betreuerinnen und Betreuer zusammen mit den Kindern, heute gestalten Kind und Betreuende die ‹Gute-Nacht-Zeit› nach individuellen Wünschen.

Im Bubenheim Foral fand in den 1930er-Jahren täglich eine halbe Stunde mit dem Hausvater statt. Es handelte sich um «Aussprachen», an denen sowohl Fragen beantwortet, als auch Wünsche geäussert werden konnten. Dabei wurden auch Lügen geklärt und besprochen (wahrscheinlich auch sanktioniert).⁵³ Als besonderes und äusserst «fruchtbares» Ritual bezeichne-



Anfangs der 1980er-Jahre gestaltete der Junge sein Zimmer individuell und dem Zeitgeist entsprechend, mit sichtbar drapiert Kinderbibel. Die Zeiten des Essens aus Blechtellern war seit 15 Jahren endgültig vorbei (Aufnahme unten um 1920).

te ein ehemaliger Heimvater die Kinderevangelisationen, die bis Mitte der 1960er-Jahre regelmässig in *Gott hilft*-Heimen oder in der Kirchgemeinde angeboten wurden.⁵⁴ Für sie kamen speziell ausgebildete Frauen ins Heim. Als fruchtbar bezeichnete der Heimvater die Aussprachen, weil sie die Kinder dazu brachten, über ihre ‹Sünden› zu sprechen.⁵⁵

Das Essen

Das Hafermus zum Frühstück hatte bis gegen Ende der 1960er-Jahre Bestand und wurde von den *Gott hilft*-Kindern wahrscheinlich ebenso wenig geliebt wie von Kindern in anderen Heimen. Wochentags sei es gesalzen, am Sonntag gesüßt gewesen.⁵⁶ Während des Zweiten Weltkrieges wurde das Hafermus durch einen Hirsebrei ersetzt, der offenbar an der Landesausstellung 1939 propagiert worden war, und die Kinder sich fühlen liess «wie Wilhelm Tell».⁵⁷ Wie in anderen Kinderheimen wurden auch in *Gott hilft*-Einrichtungen Klagen laut, dass das Essen nicht ausreichend gewesend sei; es gab aber auch sehr zufriedene Stimmen.⁵⁸

Dank der Selbstversorgung ab den 1930er-Jahren war eine ausreichende Gründernährung, die dem Speiseplan einfacher ländlicher Familien entsprach, eigentlich garantiert. Ergänzend erhielten alle *Gott hilft*-Heime zahlreiche Essenspäckte von Freunden der Stiftung. 1953 klagten die Hausmütter zum ersten Mal, dass «fast zu viele Gemüsesendungen» ankamen.⁵⁹ Dass die Kinder in den 1960er-Jahren die Sauerkrautproduktion in Scharans sabotierten, um nicht zwei Mal pro Woche Sauerkraut essen zu müssen, gehört schlicht zur Geschichte von Kinderheimen.⁶⁰ Fleisch kam selten auf den Tisch, es stellte aber auch für die breite Bevölkerung bis nach dem Zweiten Weltkrieg noch etwas Besonderes dar. Mit Stolz erwähnte die Stiftung allerdings bereits 1922 das Schlachten eines Schweins durch die ‹Grossmutter› (die Mutter von Emil Rupflin).⁶¹ Im gleichen Jahr tischte man für ein Festessen auch drei Enten und einige Kaninchen auf.⁶² Ein Jahr später wurden in einem Tagebuch spindierte Würste erwähnt: «Es schmeckte den Kindern entschieden besser als das sonst übliche Bircher Müesli am Sonntag Abend.»⁶³ Auf späteren Speisezetteln erschienen häufiger Speck und Würste. Über viele Jahre backte die Stiftung das Brot mit eigenem Getreide selbst. Kakao, Nussgipfel, Fasnachts- oder Apfelküchli gab es bei besonderen Gelegenheiten, wie am Jahresfest oder bei Geburtstagen von Kindern. Später servierte man am Jahresfest immer eine Wurst, zuerst Cervelats oder Bratwürste, heute Wienerli.

Eine Ehemalige schrieb, dass noch in den 1950er-Jahren bei Tisch nicht gesprochen werden durfte und jedes Kind zwei volle Teller zu essen hatte, was mindestens für die Schreiberin viel zu viel war.⁶⁴ Tischregeln wurden,

wie andere Regeln, von den einzelnen Gruppen-, allenfalls Heimverantwortlichen aufgestellt und konnten sehr unterschiedlich sein. Teilweise sind sie bis heute streng: In einem Interview berichtete ein Mädchen, dass man von allem eine Mindestportion essen musste, bis auf zwei frei wählbare Speisen, die man auf eine Sperrliste setzen konnte. Und wer den Teller nicht leer ass, bekam denselben Teller bei der nächsten Mahlzeit wieder vorgesetzt.⁶⁵ Schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg begannen in einigen Heimen die grossen Mädchen (ab 14 Jahre) am Sonntag für die ‹Familie› zu kochen. Das wöchentliche ‹Kochen für Gäste› hat sich bis heute in einigen Kindergruppen erhalten; mittlerweile kochen auch die Knaben.

Negativere Erinnerungen als an das Essen selbst hatten viele an das Blechgeschirr, aus dem noch Ende der 1960er-Jahre (mindestens in Scharans) gegessen wurde. Das Schaben des Bestecks im Blechteller und der Lärm, den Dutzende von Blechgeschirren in den grossen Essräumen verursachten, sind eine typische Erinnerung der meisten Heimkinder, nicht nur bei *Gott hilft*. Dabei wurde das Blechgeschirr unterschiedlich lange genutzt.⁶⁶

Der Neubau des Sonderschulheims Scharans in den 1960er-Jahren wurde mit einem gemeinsamen Essraum für alle Kindergruppen ausgestattet. Nur das Frühstück und das Abendbrot wurden ‹auf der Gruppe› eingenommen. Heute wird der grosse Essraum in Scharans nur noch zu besonderen Anlässen genutzt. Für den Alltag werden kleinere Einheiten bevorzugt, die mehr Ruhe gewähren und den Erziehenden bessere Möglichkeiten geben, die Stimmungs- und Gemütslage der Kinder zu erfassen.

4.4 Häuser und Räume

Mit Ausnahme des Churer Heims Foral dienten alle Liegenschaften für *Gott hilft*-Heime der ersten fünfzig Jahre ursprünglich einem anderen Zweck. Die Glockengiesserei in Felsberg – das erste *Gott hilft*-Heim – hatte zuvor als Arbeiter-Wohnheim gedient.⁶⁷ Mehrheitlich waren die Häuser aber Wohnbauten für grössere Familien gewesen. Dies hatte den Vorteil, dass die Hausarchitektur – wieder mit Ausnahme des Foral – keine ‹klassischen› Kinderheimstrukturen aus dem 19. Jahrhundert aufwies, d. h. mit grossen Schlafsaalen, breiten Korridoren und meist ungemütlichen Esssälen. Die *Gott hilft*-Häuser waren wesentlich wohnlicher, auch kleiner und für weniger Bewohnerinnen und Bewohner gedacht. Das Unterbringen einer grossen Zahl von Heimkindern mitsamt ihren Betreuungspersonen und deren Familien verlangte massive Eingriffe im Inneren der Häuser. Viel wurde improvisiert und blieb Flickwerk. Über ein 1937 frisch verheiratetes Gruppenleiter-Paar hiess

es rückblickend: «Die Bienenfamilie [zwölf Kinder, cl], die sie zu betreuen hatten, schlief im Dachstock des Hauses Marin, im Untergeschoss hatten sie [die Bienenfamilie, cl] ihre Stube. Die eigene Stube, die bei den Kinderschlafzimmern eingepfercht war, konnte das Ehepaar kaum geniessen.»⁶⁸

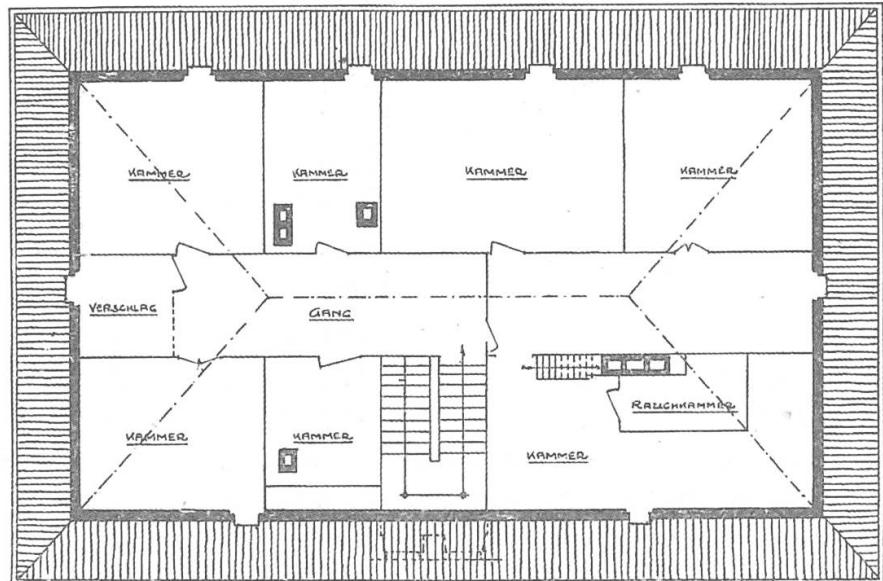
Von Nachteil war, dass die Wohnhäuser sich in der Regel in keinem guten Zustand befanden. Der Komfort in den ersten *Gott hilft*-Häusern war deshalb bescheiden. Samuel Rupflin erinnerte sich an den Einzug in Zizers 1920:

«Uns Kindern war das grosse Haus auf eine andere Art ein Erlebnis. Da war der grosse Estrich mit seinen knarrenden Treppen und Dielen, mit Mäusen und anderem Getier. Da war die schöne, geschnitzte Stube, die bald als Schlafzimmer, als Schulstube, Tantenzimmer, Versammlungs- und Sitzungszimmer nebst vielen anderen Zwecken Verwendung fand. Im unteren Stock war die Küche, das Reich der Grossmutter. Auf einem offenen Kaminfeuer wurde die erste Mahlzeit gekocht, wurde das bis heute Tradition gewordene ‹Hafermus› in einem grossen aufgehängten Kupferkessel gerührt. Gegessen wurde in der ‹Saletta› mit unbrauchbarem Cheminée und einem Boden, der da und dort die Möglichkeit bot, sich über die darunterliegenden Räume [die Mostpresse, cl] zu orientieren.»⁶⁹

Der erwähnte Herd in Zizers wurde kurz darauf herausgeschlagen, Wände wurden versetzt und neue eingezogen. Überhaupt wurde das Haus – Samuel Rupflin tönte es an – laufend umgebaut und die Räume umgenutzt oder aus Platzmangel mehrfach genutzt. Die grösseren Schafzimmer für die Kinder wurden im ausgebauten Estrich eingerichtet, dadurch entstand Platz für den Einbau von Einzelzimmerchen für die Mitarbeitenden. Noch 1925 standen keine Doppelzimmer für verheiratete Paare zur Verfügung. Räume zum Spielen waren in den ersten zehn bis fünfzehn Heimjahren knapp. Dafür musste das Esszimmer, das Schulzimmer oder gar der Dörrraum als Spielplatz herhalten.

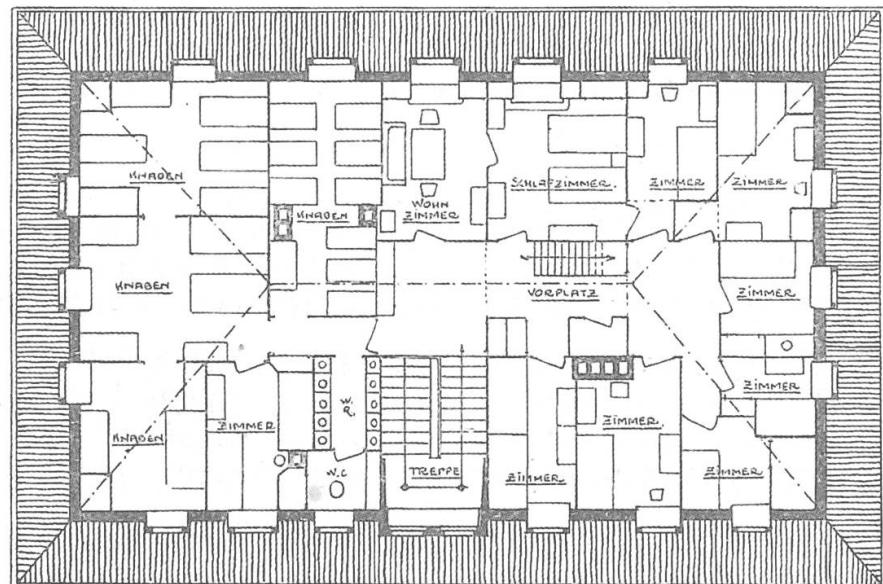
Bei all den hektischen Umbauten fehlte oft die Zeit – und das Geld – für Ästhetik: «Es ist schwer für Bruder Wolf u. wird immer schwer sein den Standpunkt der Schönheit mit dem der Sparsamkeit zu vereinen», bemerkte die Buchhalterin über die Aufgabe des Mannes, der die Umbauten zu organisieren hatte.⁷⁰ Sie klagte ferner über das neue Säuglingszimmer: «[...] schrecklich abgerissene Tapeten, schlecht schliessende Fenster und der geschenkte Ofen zieht nicht richtig, so dass alles verraucht ist.»⁷¹ Noch schlimmer stand es um die Liegenschaften in Felsberg, wo gewisse Zimmer im Ebenezer so feucht waren, dass das Wasser am Boden stand!⁷² Den Buben, die dort schliefen, wurde ein Ofen ins Zimmer gestellt.⁷³ Das Heim in Felsberg wurde in den 1920er-Jahren nochmals von Ungeziefer heimgesucht, nachdem schon 1916

KINDERHEIM "GOTT HILFT" GEGENAUER AUSBAU DES DACHSTOCKES.



ALTER ESTRICH.

NEUER DACHSTOCK



MASSTAB 1:100.

EIZERS OKT 21. W.S.

Nach den Plänen des langjährigen ‹Hausbaumeisters› Willi Schwemmer wurde der Dachstock des Hauses Marin 1921 zum Bubenschlafsaal ausgebaut.

eine gleiche Plage geherrscht hatte. Rührend oder auch verzweifelt erscheinen die Bemühungen der ‹Tanten›, in all dem Chaos mit Blumensträussen ein bisschen Freundlichkeit in die Häuser zu bringen. Es fehlte tatsächlich an allen Ecken und Enden. Damit waren die *Gott hilft*-Heime keineswegs allein. Desolate Zustände der Gebäude und fehlendes Geld für Sanierungen kannten auch andere Kinderheime, bei denen die Missstände teilweise noch länger als bei *Gott hilft* andauerten.⁷⁴

Emil Rupflin entwickelte unermüdlich neue Ideen und suchte nach Finanzierungsmöglichkeiten, um den schlimmen Verhältnissen Herr zu werden. Sehr früh – 1922 – sorgte er bereits für einen Spielplatz und im ersten Schulhaus entstand 1924 eine Turnhalle, die das ganze Dorf Zizers neidisch machte (und von den Dorfschulen auch benutzt werden durfte). 1928 erhielt das Heim in Zizers eine gedeckte Veranda, auf der die Kleinsten an der frischen Luft spielen oder schlafen konnten, und die gleichzeitig den ‹Tanten› das nötige Licht für die Flickarbeiten in die Stube spendete. Die *Gott hilft*-Mitarbeitenden waren mitunter erfängerisch: Vor dem Schulhausbau schlug die Lehrerin vor, die Primarschule in einen geschenkten Eisenbahnwagen der Rhätischen Bahn zu verlegen, der im Garten stand.⁷⁵

1929 ging man im Heim Foral dazu über, mindestens für die Knaben Zweierzimmer einzurichten statt der Schlafsäle. «Wieviel mehr ist da besonders den grossen Knaben die Möglichkeit des Heimatgefühls gegeben, wenn sie Abends zu zweit in ihren Zimmern sind, noch ein Bibliotheksbuch zur Hand nehmen oder in trauter Zweisamkeit Pläne schmieden, oft phantastische, wie sie ja Buben so gerne machen, von der Fahrt auf den Mond [...] bis zum Schmieden von Ausreisser-Plänen.»⁷⁶ Andere Heime folgten mit der Einrichtung von Zweier- oder Dreierzimmern, was in dieser Zeit nicht überall so war: Im katholischen Kinderheim St. Iddazell zum Beispiel schliefen die Kinder teilweise bis Ende der 1970er-Jahre in grossen Schlafsälen.⁷⁷ Der Einbau von kleineren Einheiten diente dazu, dass in den Häusern ein wenig mehr Ruhe einkehren konnte, denn Kinder und Mitarbeitende litten gleichermaßen unter einem sehr hohen Lärmpiegel.

Der Standard der Häuser verbesserte sich langsam aber kontinuierlich. Erste Waschmaschinen wurden bis in die 1960er-Jahre für jedes Heim angegeschafft und erleichterten den häuslichen Alltag. Die Waschgelegenheiten der Kinder blieben sich gleich: Jedes Kind hatte sein «blaugrünes Aluminiumschüsselchen zum Waschen» und die Waschlappen waren ordentlich in einer Reihe aufgehängt. Meist stand in der Waschküche oder sonst wo mindestens eine Badewanne.⁷⁸

Die ersten kantonalen Aufsichtsberichte ab 1955 betonten dennoch die Bescheidenheit in den *Gott hilft*-Heimen. Ansonsten äusserten sie sich hoch

zufrieden über die Atmosphäre und die Sauberkeit: «Wenn auch einer etwas spartanischen Lebenshaltung und Bedürfnislosigkeit gehuldigt wird (die Einrichtung ist nett, aber betont einfach, wenig Bilder, die Kinder gehen trotz des kühlen Wetters bereits alle barfuss, die Wolldecken sind versorgt worden etc.), so hat man den ausgesprochenen Eindruck, dass das Wohlergehen der Kinder im Mittelpunkt steht.»⁷⁹

Anfangs der 1960er-Jahre sah sich die Stiftung erstmals vor die Aufgabe gestellt, ein neues Schulheim selbst zu bauen. Das Sonderschulheim Scharans löste das Haus Foral ab. Das ehrgeizige Vorhaben sollte zunächst, wie alle bisherigen Umbauten, vom internen Baumeister durchgeführt werden. Aber die Hauseltern und der Stiftungsrat warnten, ein Neubau müsse unbedingt den neuen Erkenntnissen des Heimbaus Rechnung tragen und deshalb im damals modernen Pavillonstil erbaut werden.⁸⁰ Emil Rupflin wollte vorerst nicht darauf eingehen und gab erst nach, als sich der Fürsorgechef des Kantons Graubünden (Alfons Willi) einmischte und vor einem verpfuschten Bau warnte.⁸¹ So wurde das Sonderschulheim Scharans von Grund auf neu von einem Architekten – einem Verwandten von Marguerite Rupflin – im Pavillonstil entworfen. In einem knappen Aufsichtsbericht zeigte sich der Kanton Graubünden zufrieden mit den grosszügigen Bauten und den freundlichen Personalzimmern. «Was dem Haus zu fehlen scheint, ist die persönliche Gestaltung der Wohnräume der Kinder. Diese sind nur mit den notwendigsten Möbeln ausgestattet. Ein Wandschmuck fehlt fast gänzlich.»⁸² Dies bestätigte ein Ehemaliger, der vom Heim Foral ins neue Schulheim Scharans wechselte.⁸³ Vier Betten, ein Schrank, ein Teppich und neben jedem Bett ein Stuhl – das war die Einrichtung des Zimmers, die er aber als vollständig genügend empfand. 1975 erwähnte ein Aufsichtsbericht des Fürsorgeamtes, dass die Kinder ihre Zimmer selber dekorieren durften.⁸⁴ Das Sonderschulheim Scharans war wiederum mit einem Landwirtschaftsbetrieb ausgerüstet und versorgte sich selbst, obwohl dies sonst nicht mehr üblich war.

4.5 Die Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern im Alltag

Erwachsene und Kinder

Die Kinder sprachen ihre Betreuenden mit ‹Mutter› und ‹Vater› oder ‹Tante› und ‹Onkel› an, meist ergänzt durch den Vornamen, teilweise den Nachnamen. Nur von einer Ausnahme in den früheren Jahren wird berichtet. Eine Lehrerin, Fräulein Schöttlin, legte Wert darauf, so angesprochen zu werden,

sowohl von den Kindern wie von den anderen Erwachsenen. Dies empfand man zwar als irritierend, akzeptierte es aber.

Seit den 1970er-Jahren werden die Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen mit dem Vornamen angesprochen; Lehrpersonen und Leitungspersonen werden gesiezt. Die Erwachsenen legen den Kindern gegenüber offen, dass es sich um ein Arbeitsverhältnis handelt, das sie zusammenführt. Dennoch dominiert in den *Gott hilft*-Angeboten eine Atmosphäre, die Vertrauen zulässt. Wenn auch nicht alle Heimleitenden so weit gehen würden wie einer ihrer Kollegen, der sich für eine absolute Offenheit den Kindern gegenüber aussprach und keine Geheimnisse vor ihnen haben möchte.⁸⁵

Schon früher bezogen die Erwachsenen die Kinder in ihre Gedanken und Sorgen mit ein. So wussten alle Kinder, wer wie oft für sie betete. Sehr wichtig war den Erwachsenen auch, den Kindern von den zahlreichen «Gebetserhörungen» zu erzählen, die sie fast täglich erlebten. Es finden sich unzählige Berichte, wo Erziehende in grosser Geldnot beteten und kurz darauf «ein Couvert auf dem Fenstersims» oder einen Sack Kartoffeln vor der Türe fanden.⁸⁶ Schon die Kleinen wurden in der Sonntagsschule nach eigenen Erlebnissen von Gebetserhörungen befragt.⁸⁷ «Tante» Emma bezog die Kinder sogar in die Gebetserhörung mit ein: Als sie 1930 die Arbeitsschule übernahm, fehlten Scheren. Deshalb liess sie die Kinder für neue Scheren beten. Kurz darauf wurde sie von einer frommen Frau angesprochen und aufgefordert, einen Wunsch zu äussern – und konnte wenig später in der Arbeitsschule ein Paket mit lauter neuen Scheren auspacken.⁸⁸

So wurden die Geldsorgen oft mit den Kindern geteilt und boten Anlass für ein gemeinsames Gebet. Da sich die Erwachsenen gleichzeitig keinerlei Privilegien herausnahmen, verfestigte sich eine Schicksalsgemeinschaft, die den Alltag erleichtern konnte. Aber nicht alles wurde mit den Kindern geteilt: Ebenso wie die Kinder ihre Konflikte teilweise für sich behielten, wurde nie über die Konflikte zwischen den Erwachsenen gesprochen. In dem Sinn bewahrte jede Seite ihre Geheimnisse.

Zuwendung und Zärtlichkeit

Es war nicht für die Aussenwelt gedacht, wenn sich eine Hausmutter in ihrem Tagebuch auf den ersten Morgendienst nach den Ferien «bei meinen Herzallerliebsten» freute.⁸⁹ Derselben Hausmutter brach es auch fast das Herz, als einer ihrer Schützlinge das Heim verlassen musste. Da er andere mit einem Messer bedroht hatte, wurde er in eine strengere «Erziehungsanstalt» überwiesen: «Mache Bernis Kleider zurecht, es tut mir so leid, dass er fort geht. Ich habe dies Kind lieb gehabt bis ins Innerste.»⁹⁰ Ebenso zeigte eine



*Die Hausmutter Lisbeth Hess von Stäfa beim Gute-Nacht-Ritual
(Aufnahme nach 1970).*

ihrer Kolleginnen echte Zuneigung für die Kinder: «Die Kinder machten ein Fest diesen Abend. Herzig, wie sie bekränzten. Es ist doch eine liebe Bande.»⁹¹ Und eine ehemalige ‹Heimtochter› erinnerte sich, wie Babette Rupflin jeweils fürsorglich den Rucksack für die Wanderungen der Kinder packte und wie ansteckend ihr Lachen dabei war. «[...] wie manches Mal hast du unsere Sonntagshosen, die wir in der Mittagspause zwar selber bürsten mussten, anschliessend mit Fingernagel und Benzin noch von verbleibenden Harzflecken gereinigt!»⁹² Für sie war diese Fürsorglichkeit ein Ausdruck von Liebe. Wenn eine Hausmutter das Zwiegespräch eines Kleinen belauschte, der den frisch gemalten Blumen auf seinem Kinderbett ‹Gute Nacht› und ‹Guten Morgen› wünschte, so kann dies als Beweis gelten, dass Kinder in den *Gott hilft*-Heimen auch Geborgenheit erfahren haben.⁹³

Zärtlichkeiten wie ein Kuss kamen zwar selten vor, aber es gab sie und für viele Kinder waren sie ein grosser Trost. «In einer ganz schweren Nacht ging sodann unser Mutterli von Bettlein zu Bettlein und nahm jedes dieser Kleinen in die Arme, drückte sie ans Herz, gab ihnen den Mutterkuss, den ihnen die eigene Mutter nicht geben konnte», schrieb Emil Rupflin mit dem ihm eigenes Pathos, aber doch gerührt über seine Frau.⁹⁴ Er selbst nahm Kinder oft auf den Arm oder gab ihnen freundliche ‹Nasenstüber›.⁹⁵ Mit gemischteren Gefühlen liest sich heute die Erzählung einer damals 12-Jährigen aus Sent: «Beim Gute-Nacht-Sagen fragte sie [die Hausmutter aus Sent, cl] mich, was ich mir zum Geburtstag wünsche. Ich sagte ihr, was ich schon lange gern gehabt hätte, nämlich ein Neues Testament. Da geschah es, dass sie meinen Kopf in beide Hände nahm und mich anschauten mit einem Blick, den ich nicht beschreiben kann, soviel Liebe und Güte war darin. Dann küsstete sie mich auf die Stirne. Es war das erste Mal, dass mich jemand küsstete, seitdem mein geliebtes Mütterlein die Augen geschlossen hatte. Von dem Tage an hatte sie mich gewonnen.»⁹⁶ In die Zärtlichkeit zu dem Mädchen mischte sich hier der Stolz, bei einem Kind das erreicht zu haben, was für viele der Erziehenden damals ihr oberstes Ziel war: Die Kinder zum Glauben an Gott zu führen. Etwas prosaischer war der Kuss eines Hausvaters von 1942: «Ich weiss nicht, ob sie es irgendwie gespürt haben, wie sehr wir oft bedrückt waren, weil es mit der vielen Arbeit nicht rücken wollte. Sei dem, wie ihm wolle, an diesem Nachmittag kamen wir ein gutes Stück vorwärts. Am Abend meldete einer der Buben [...] mit leuchtenden Augen: ‹Vater, mer sind fertig!›. Dafür erhielt er dann auch einen herzhaften, väterlichen Kuss.»⁹⁷

Auch die Kinder brachten ihren Betreuerinnen immer wieder einmal Liebe entgegen: Der oben erwähnte schwierige Berni bot seiner Hausmutter als 9-Jähriger an, ihr bei der grossen Wäsche vor Weihnachten zu helfen, da sie befürchtete, nicht rechtzeitig damit fertig zu werden. Sie entgegnete, dass er

dies schon tun könne, wenn er denn um vier Uhr morgens wach sei. Darauf, so berichtete sie, wartete Berni von drei bis vier Uhr auf seiner Bettkante sitzend, um ja nicht wieder einzuschlafen und ging ihr den ganzen Morgen über zur Hand.⁹⁸

Nicht in allen Heimen herrschten so nahe Beziehungen und längst nicht alle Kinder liessen solche zu. Dennoch fanden Kinder zu allen Zeiten in den *Gott hilft*-Heimen Nähe, insbesondere bei denjenigen Erwachsenen, die sich bewusst für eine Arbeit mit Kindern entschieden hatten. Schwerer fiel es denjenigen, die sich von Gott zum Dienst berufen fühlten und im Grunde genommen mit den Kindern wenig anfangen konnten. Heute regelt die Professionalität weitgehend das Verhältnis von Nähe und Distanz. Zärtlichkeiten sind äusserst enge Grenzen gesetzt und für die Erziehenden sind solche Spontanreaktionen schwierig geworden (vgl. Kap. 7).

Erzieherische Gewalt

Wegsperren, Essen entziehen, Demütigen und Schlagen in allen Formen waren bis in die 1960er-Jahre gängige Strafen in fast allen Kinderheimen.⁹⁹ Bestraft wurde das Abhauen, die Verweigerung der Arbeit oder der Schule, Lügen und Stehlen, grobe Schlägereien unter den Kindern, Unordentlichkeit, Bett- oder Hosennässen und Fluchen. Das Strafmaß war nicht einheitlich festgelegt, sondern jedes Heim, vermutlich jede erziehende Person wendete ihren eigenen Massstab an.

Ein Ehemaliger aus dem Kinderheim in Zizers beschrieb eindrücklich seine Strafe fürs Bettlägerigkeit anfangs der 1960er-Jahre. Er hatte sich mit dem nassen Bettzeug in die Mitte des Schlafzimmers zu stellen vor allen anderen Kindern und mit der ‹Tante› zu beten. Danach musste er die nasse Bettwäsche selber in die kalte Waschküche bringen, wo er mit dem Teppichklopfer geschlagen wurde.¹⁰⁰ In Herrliberg schlug eine ‹Tante› ein Mädchen so sehr, dass dieses die ganze Nacht stöhnte. «Mir ist nicht wohl bei der Sache», notierte ihre Kollegin, die dabei gewesen war.¹⁰¹ Geschlagen wurde nicht nur als Strafe, sondern auch unkontrolliert, wenn sich ein Erzieher oder eine Erzieherin nicht mehr beherrschen konnte. Manchmal artete dies in Schlägereien zwischen Erziehenden und Kindern (in der Regel ältere Buben) aus. Mehr als einmal musste deshalb die erziehende Person in Spitalpflege gebracht werden. Aufgrund von Schlägen hospitalisierte Kinder werden in den Quellen nie erwähnt. Überhaupt wurden die Körperstrafen nur selten in den offiziellen Dokumenten thematisiert. Aber intern kam es bereits früh zu Diskussionen unter den Erziehenden und zu recht grossen Differenzen in der Frage der Körperstrafe. Eine explizite Abkehr von den Körperstrafen begann sich erst

in den 1960er-Jahren abzuzeichnen, verboten waren sie ab 1970. Bis die Pädagogik aber einen definitiv neuen Weg von Sanktionen gefunden hatte, dauerte es lange. Heute greift ein aufwendiges Regelsystem zum Schutz vor Grenzverletzungen, sei es unter den Kindern oder sei es zwischen Kindern und Erwachsenen (vgl. Kap. 7).

Beziehungen unter Kindern

Zu den wichtigsten Unterschieden zwischen dem Aufwachsen in der Familie und dem Aufwachsen im Kinderheim gehört die Kindergruppe. Es ist nicht einfach zu beschreiben, welchen Einfluss das Zusammenleben mehrerer Kinder auf diese hatte und hat, denn die Erfahrungen erweisen sich einerseits als höchst unterschiedlich und sind andererseits historisch nicht näher untersucht worden.

Oft werden die Beziehungen unter den Kindern von Ehemaligen als weit wichtiger als die Beziehungen zu Erwachsenen geschildert. Eine Jugendliche begründet dies damit, dass die anderen Kinder eben zur gleichen Generation gehören, weshalb man mit ihnen mehr teilen kann als mit Erwachsenen.¹⁰² Es gibt und gab enge Freundschaften unter den Heimkindern, teilweise mit grösseren Altersdifferenzen als bei Freundschaften in der Schule oder im Sportverein. Die Abschiede, die zwangsläufig in Kinderheimgruppen häufig vorkommen, weil ein Kind austritt oder versetzt wird, können entsprechend schmerhaft sein. Ein Problem ist ferner die Tatsache, dass – mindestens seit den 1970er-Jahren – wenige Mädchen in den *Gott hilft*-Heimen sind. Für diese ist es entsprechend schwieriger, intern Freundinnen zu finden.¹⁰³

Im gemeinsamen Alltag erlebten und erlebten sich die Kinder mit ihren Hochs und Tiefs, Stärken und Schwächen. Die Kinder sind trotz grossem Freizeit- und Therapieangebot in der Regel sehr stark mit sich selbst und ihren schlechten Erfahrungen beschäftigt. Eine Frau, die in den 1990er-Jahren in einem *Gott hilft*-Heim aufwuchs, schilderte ihre Kindergruppe durchaus wohlmeinend als «Problemhaufen». Das Zusammenleben mit lauter nicht einfachen Kindern bringe sehr viel Lebenserfahrung, betonte sie. Erst im Lauf der Jahre hätte sie von deren oft schlimmen Erlebnissen in früher Kindheit erfahren (und ihre den anderen mitgeteilt). Dies habe sie tolerant gemacht, denn vielfach seien Taten ‹unmöglicher› Kinder einfach Hilferufe, die nicht gehört würden.¹⁰⁴

Unter den Kindern herrschte teilweise eine brutale Hackordnung, mit der sie mindestens in den ersten Jahrzehnten der Stiftung alleine fertig werden mussten. Lange nicht immer hatten die Erwachsenen Zeit, die Kinder zu beaufsichtigen. Es scheint den Kindern allerdings bis heute klar zu sein, dass man Streit und Probleme untereinander nicht zu den Erwachsenen trägt. Eine



In den Kinderheimen kam und kommt es zu Freundschaften zwischen Kindern mit grossen Altersunterschieden (Aufnahme um 1940).

Jugendliche, die noch 2015 in einem *Gott hilft*-Heim weilte, zog im Gepräch klar die Grenze: Nur im Fall von Mobbing oder Gewalt wende man sich an die Erwachsenen, dann sei man dazu gemäss den Regeln verpflichtet.¹⁰⁵

4.6 Zusammenfassung

In der Pionierzeit der *Gott hilft*-Heime dominierte die Arbeit den Alltag der Kinder und der Mitarbeitenden. Die Landwirtschaft sicherte das Überleben. Aber auch aus religiösen und erzieherischen Gründen wurde sie hoch gewichtet, weil sie dem «Müssiggang» vorbeugte und es der traditionellen Vorstellung entsprach, dass Kinder in Nachahmung der Erwachsenen lernten. Obwohl die körperliche Belastung oft zu streng war, waren viele Kinder auch stolz darauf. Bedenklich war die grosse Verantwortung, die die grösseren Mädchen für die kleineren Heimkinder zu übernehmen hatten. Die Schule mit ihren Aufgaben nahm dagegen erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den zentralen Platz im Alltag ein und löste die Mitarbeit der Kinder ab. Übrig blieb das Haushalts-Ämtli, das nach wie vor alle Heimkinder zu erledigen haben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann man von Freizeit zu sprechen und sie besonders mit Sport und Spielen im Freien oder handwerklichen Tätigkeiten zu fördern. Schon in den 1950er-Jahren bauten die *Gott hilft*-Heime erste Schwimmbäder. Ausflüge und Reisen liess sich die Stiftung in ihrer hundertjährigen Geschichte ebenso wenig nehmen wie das regelmässige Feiern von Festen.

Da die meisten *Gott hilft*-Heime klein waren, ging es darin ‹familiär› zu und her. Früh nahm die Stiftung von den grossen Schlafsaalen Abstand und baute den Kindern Zweier- oder Dreierzimmer. Das ‹familiäre› Verhältnis äusserte sich in der Zuneigung vieler Hausmütter oder -väter zu den Kindern, die bis in die 1960er-Jahre – teilweise länger – Zärtlichkeiten mit einschloss. Zum Alltag gehörten jedoch ebenso massive Schläge und Demütigungen, Essensentzug oder das Einsperren der Kinder. Auch wenn einige Mitarbeitende früh nach Alternativen suchten, setzte erst ab den 1970er-Jahren ein Umdenken im Hinblick auf die Strafpraxis ein. Regelwerke, die seit je den Heimalltag strukturierten und stabilisierten, erhielten eine zusätzliche Bedeutung zur Gewährleistung eines möglichst gewaltfreien Zusammenlebens.

Zu den Besonderheiten des Lebens im Kinderheim gehören die Beziehungen der Kinder untereinander, die eine Ehemalige liebevoll als Beziehungen von «Problemhaufen» bezeichnete. Im positiven Fall kommt oder kam es zu intensiven Freundschaften, wobei die Kinder eine eindrückliche Toleranz gegenüber Andersartigen entwickeln; schwerwiegende Konflikte sind allerdings ebenso möglich.